

Zeitschrift: Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur
Herausgeber: Verein für Bündner Kulturforschung
Band: - (1958)
Heft: 6-7

Artikel: Blasius Alexanders Leben und Sterben ; Magdalena Catanea
Autor: Jost, G.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-397826>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BÜNDNER MONATSBLATT

ZEITSCHRIFT
FÜR BÜNDNERISCHE GESCHICHTE, LANDES- UND VOLKSKUNDE
HERAUSGEGEBEN VON DR. RUD. O. TÖNJACHEN

Blasius Alexanders Leben und Sterben

von Pfarrer G. Jost

Anmerkung: Hier ist nicht der Ort, das Leben dieses rätisch-evangelischen Geistlichen tiefer in seiner persönlichen und staatlichen Schicksalsverkettung darzustellen. Seine politisch-religiös-kulturelle Auswirkung wird in einem andern Zusammenhang untersucht werden. So mag uns denn seine Menschlichkeit in ihren Vorzügen und Mängeln, in ihrer Größe und Schwäche, in ihrer leidenschaftlichen Liebe für freie Heimat und freies Evangelium, in ihrem Leben, Leiden und Tod interessieren.

*

Blasius Alexander wuchs in die breite, weltgeschichtliche Epoche der Gegenreformation hinein. Die katholische Kirche hatte sich durch das Tridentinum, durch die Gründung von neuen Orden geistig gesammelt, zum Teil neu orientiert, versuchte die alte Erbmasse der Kultur der veränderten Zeit anzugleichen. Damit holte sie aber zugleich zum Gegenschlage aus gegen die Reformation des 16. Jahrhunderts. Die Kirche hatte den alten Gedanken der Universalkirche noch nicht aufgegeben, ebensowenig ließen die Träger der katholischen Vormacht die Idee des alten Universalreiches fallen. Das verschwägte Spanien-Österreich war der Beschützer der katholischen Kirche infolge seines gewaltigen Machtbereiches, der sich über Spa-

nien, die südamerikanischen Länder, Mailand, Neapel, Burgund, die Niederlande, Österreich-Ungarn erstreckte. Diese geistig-politische Weltmacht versuchte, ihre Religion, ihre Kultur, ihre Weltanschauung wie auch ihr politisches Übergewicht in Europa durchzusetzen und stieß damit auf ihren jungen Gegner, auf die protestantisch-evangelischen Staaten und Länder, die bereits begonnen hatten, eine protestantisch-evangelische Kultur in ihren verschiedenen Ausstrahlungen und Lebensformen zu begründen.

So ist denn die Zeit und ihr Geschehen zweigipflig, die religiösen Fragen sind von den politischen Interessen der Vormachtstellung in Europa nicht zu trennen. Staatliche Probleme verquicken sich mit den religiös-geistlichen. Aus diesem Grunde sind die Träger dieser großen und wild ringenden Zeit bald geistliche, bald weltliche Männer.

Europa ist in zwei unversöhnliche Lager zerrissen. Nicht genug, daß sich zwei gewaltige Bruchstücke des Kontinentes, die klar gegliedert liegen, aufzureiben drohen: das katholische Frankreich will das katholische Spanien zusammenbrechen, um den Preis, erste Kontinentalmacht zu werden, selbst wenn es sich mit den Türken und dem Weltanschauungsgegner, dem Protestanten, verbinden muß; aber der große Wurf gelang. Dieser erste europäische Krieg, ein politischer Kampf und ein verzweifelter Ringen zwischen dem Protestantismus und Katholizismus, brach in Böhmen, der alten hussitischen Wetterecke, aus. Fast der ganze Kontinent wurde in die gewaltige Spannung hineingerissen. Nur das kluge England und die neutrale Eidgenossenschaft wurden hier nicht vom Brande erfaßt, sonst aber die ganze Linie von Byzanz bis Ostende, von Polen bis an die Sierra Nevada.

Dagegen das kleine Graubünden wurde in den wildesten Sturm aller Gegensätze hineingerissen. Die Lage wurde ihm diesmal zum Verhängnis. Es saß eingeklemmt zwischen den zwei größten katholischen Mächten. Spanien lag seit 1535 in Mailand, besaß zudem Neapel und Sizilien. Im Nordosten drohten die Donauländer unter Habsburgischer Führung. So war der kleine, freie Hochalpenstaat eingekeilt in die große katholische Doppelmacht Österreich-Spanien. Im Moment des Ausbruches des dreißigjährigen Krieges suchten sich doch die Armeen dieser beiden Staaten auf dem kürzesten Wege zu vereinigen; aber dieser führte gerade durch das Gebiet der Drei Bünde. Von einer solchen Verbindung der Truppenkörper konnte und

mußte der Enderfolg auf den großen Schlachtfeldern abhängen, Spanien suchte seine Verbände auf die nördlichen Schauplätze der Auseinandersetzung zu werfen, um die Böhmen, die deutschen protestantischen oder calvinistischen Fürsten samt Gustav Adolf von Schweden zu schlagen. Es trachtete, sofort in den Besitz der Alpenpässe zu gelangen. In den Bünden hatte sich unter seinem Einfluß schon früh eine spanische Partei gebildet.

Und der spanisch-österreichische Gegner? Da waren Böhmen, Schweden, Frankreich und Venedig. Sie fürchteten zum Teil das starke politische Spanien-Österreich; ihre Selbständigkeit und Existenz konnte von einem spanischen Erfolg oder einer Niederlage abhängig gemacht werden. Andere fürchteten in ihnen den erbitterten religiösen Gegner, der bei den Jesuiten in die Schule ging. Diese Machtgruppe verlangte von den Bündnern die Abschließung der Pässe gegenüber den Spaniern, die ihre Truppen hier hindurchzuschieben versuchten.

Fast jeder dieser interessierten Staaten schickte nun seine Agenten und Werber offen und geheim in die junge Demokratie der Drei Bünde. Heute zieht ein Spanier durch das Land, sucht Anhänger und Gesinnungsgenossen zu gewinnen. Er geht in die Wirtschaften, besticht Wirte und Gäste, zahlt unter Trommelwirbel Schmaus und Trank; dann besucht er noch besonders die Gemeindevorstände, bezahlt sie je nach ihrem Einflusse und ihrer Bedeutung, verschreibt ihnen eine jährliche Pension bis zu zwei- und dreitausend Franken. Er wagt es sogar, auf den Buntestag zu reisen. Mit den gleichen Mitteln erkauft er sich Meinung und politische Einstellung der Landeshäupter. Aber morgen kommt ein französischer Werber, der seinen Vorgänger, den Spanier, zu überbieten trachtet. Er verlangt ein Bündnis mit Frankreich und Sperrung der Pässe gegen Spanien. Reichlich rollen die französischen Sonnenkronen in Privathäuser, über den Wirtstisch, auf Gemeinden und Bundestagen. Hie und da ist ein Tagherr bei beiden Parteien in den Listen eingetragen und arbeitet im Geheimen aber für eine dritte Macht. – Aber auch die Venetianer haben ihre Sendlinge am Werk.

Wer war da nicht käuflich? Nur wenige haben den Schmiergeldern Widerstand geleistet und haben sich und ihre Überzeugung nicht an Dublonen und Sonnenkronen verkauft.

So wurde in den religiösen Gegensatz, der in den Drei Bünden schon bestand, noch ein schärferer politischer hineingetragen, der jahrzehntelang vom Ausland genährt wurde. Der Freistaat der Drei Bünde wurde in Parteien zerrissen, in eine französisch-venetianische, der eine spanisch-österreichische gegenüberstand. Mit der politischen Zerspaltung läuft der religiös-konfessionelle Hass in gleicher Richtung. Und selbstverständlich schürt aristokratischer Familienhaß der Planta und Salis die verderbliche Glut, zwei Namen, die den Vernichtungswillen in sich tragen. Familien, Dorf, Hochgericht, Bund und Staat sind politisch und konfessionell zerfasert und zersetzt. Überall Hass, Mißtrauen, Ränke, Lüge und Verleumdung.

Der Einzelne wie das Hochgericht greift zur Selbsthilfe, zu rohen Gewalt. Der Pöbel wird brutal. Mit dem Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges in Böhmen lodern die Leidenschaften ohne Maß und Ufer auf. Die persönliche Sicherheit ist aufgehoben. Der Mord geht um; der Dolch sitzt gar locker in der Scheide; das Menschenleben hat wenig Wert. Die Hand lauert beständig am Schwertgriff. Der Dolch sehnt sich nach Blut, er geht rachegesegnet vom Vater auf den Sohn über. Blutrache, Mord schleicht um, Volkserhebungen finden statt, elementare Ausbrüche der Leidenschaft und Volkswut; Hiobsposten laufen durchs Land, Mahn- und Eilbriefe schwirren durch die Gemeinden, Feinde überschreiten die Grenzen; es kommt zu Gefechten, Kriegszügen, Einbrüchen, Verwüstungen, zu einem grausamen Massenmord, zu Pest und Hungernot. Das sind die Bündner Wirren.

Und diese wilde Zeit, die groß im Bösen und im Guten ist, durchlebte Blasius Alexander. Auf derselben Leinwand der Geschichte leben die großen Gestalten des 17. Jahrhunderts, wie Wallenstein, Gustav Adolf, Christian von Maienfeld, Christian von Dänemark, Cromwell, Graf Egmont der Oranjer, Alba, Richelieu, Mazarin, Jürg Jenatsch und andere. Drama, Novelle und Essay fanden und finden hier ihre reichen Quellen.

Blasius Alexander wurde geboren zu Sins (Sent) im Unterengadin «von ehelichen Eltern eines alten guten Geschlechts auf den 20. Tag Hornung anno 1590». Im Knaben regte sich ein «lebhafter und fertiger Geist». Sein Vater, Balthasar Alexander, war ein reicher Landmann des Ortes, der die wachen geistigen Kräfte seines Sohnes bald erkannte. So brachte er ihn auf die Lateinschule nach Chur. Die Bünde

hatten das Dominikanerkloster zu St. Nicolai aufgehoben, und es wurde seit 1539 zur öffentlichen Bildungsstätte für den geistigen Nachwuchs in Rätien. Hier erhielt der junge Blasius seine Vorbildung, die er nun an eidgenössischen Kulturzentren fortsetzte. Strebsame und bildungshungrige Köpfe hat man damals gern durch Stipendien unterstützt. Blasius Alexander wandte sich in dieser Frage an die Gemeinden Remüs und Schleuis. Ob sie ihm aber ein Stipendium zum Weiterstudium bewilligten, berichtet keine Quelle.

Der temperamentvolle Rätoladiner zog nach Zürich. Kein Zufall. Zürich war Zwingli-Stadt im reinsten Sinne; sie war der reformierte Kulturherd, war Trägerin der evangelischen Weltanschauung. Seit dem frühesten Mittelalter sind Bildungsgüter von Zürich ins Alpenland geströmt und die geistige Umorientierung haben wir der Limmatstadt zu verdanken. Zwingli, Bullinger und ihre Nachfolger haben die evangelische Geistlichkeit der Drei Bünde erzogen. Zürich hat ihnen die geistigen Waffen wie auch ein Teil der geistigen Kräfte zur Begründung, Durchführung und Erhaltung der Reformation geliefert. Zuerst formte die Schule am Grossmünster an der eidgenössischen Jugend. Und Zwingli bildete 1525 das alte Choherrenstift in eine evangelisch-theologische Lehranstalt um. Seine «Prophezei» wurde zur theologischen Abteilung mit Bibelexegese und gemeinsamem sprachlichen Betrieb, dem die alemannische Bibel erwuchs. Hier nahm der Student Blasius Alexander den religiös-theologischen Gehalt des Zwinglischen Nachlasses in sich auf.

Aber der Wissensdrang des Feuerkopfes Blasius begnügt sich nicht mit Zürich; er geht nach Basel, das zur Erzieherin der alemannischen Jugend in der Hochblüte geworden war. Hier saß einst der Humanismus fest, hier verkehrten die auserlesenen Geister, wie ein Erasmus, ein Beatus Renanus, Heinlin von Stein, Brant, Gengenbach, Holbein; Amerbach und Frobenius waren die berühmtesten Buchdrucker, die die europäischen Messen (Büchermärkte) beherrschten. Basel bewahrte den hohen Ruf, und Bündner zogen in die berühmte RheinStadt hinunter. Einer wurde sogar Rektor der Universität. So setzt Blasius Alexander diese Bildungsreihe fort. Hier legte er ein gutes Examen ab und errang den Grad eines magistry artuum liberalium, also Lehrer der freien Künste.

Der Gegenpol der humanistischen Universitäten und des so ge-

nannten neuen Weges, der den englischen Philosophen Occam als Ausgangspunkt und Grundlage ansieht, war Paris. Die Pariser Hochschule, die Sorbonne, vertrat den alten Weg, die *via antiqua*. Aristoteles ist ihr Methodiker. Der große katholische Philosoph Thomas von Aquino baut auf ihn auf. Paris wurde die wissenschaftliche Hochburg der wissenschaftlich-katholischen Weltanschauung, die sich philosophisch auf Aristoteles und Thomas gründet. Wohl aus diesem tieferen Grunde zieht Blasius Alexander in die Stadt an der Seine. «Daruff anno 1614 (ist er) in franckrych gezogen». Hier scheint er vor allem Rechtsstudien getrieben zu haben. Während diesem Aufenthalt lernte er einen vornehmen italienischen Grafen kennen, den er hochschätzte.

1615, im darauffolgenden Jahre, kehrte er in die Bündner Heimat zurück. Im gleichen Jahre (wohl nicht 1616, wie eine Quelle meldet) stellte er sich der rätischen Synode in Schuls zur Prüfung vor. Er wurde «mit einem großen rum angenommen». Er wurde also in die Synode aufgenommen, wurde «evangelischer Kirchendiener in Pündten, zu einem prediger dess Worts Gottes angenommen, und der Kilchen Christi zu Berbenn im Vältlyn zu einem Vorständler verordnet». Jetzt übernahm er die Pfrund in Teglio und wurde noch Coadjutor im nahen Boals. Diese Gemeinde versah er bis 1618. Blasius heiratete im nahen Veltlin ein treues tiefführendes Mädchen, Magdalena Catanea.

Bis dahin verlief sein Leben ruhig und ungestört, soweit wir eben hierfür Kunde haben. Es wird Frühling 1618. Das ist das große Schicksalsjahr Europas, ein Markstein der Weltgeschichte wie 1914. Am 23. Mai kommt es zum berühmten Fenstersturz in Prag. Der 30jährige Krieg ist ausgebrochen. Ganz Europa gerät in fieberhafte Schwingung. Die Drei Bünde in den sonst sicheren, massiven und weltabgeschiedenen Alpen werden davon erfaßt. In Mailand liegen spanische Truppen. Ihre Agenten arbeiten im Lande. Der Hispanismus ist im Wachsen. Er richtet sich strategisch auf die Öffnung der Pässe für ihre Verschiebungstruppen, politisch auf Herrschaft ihrer Patrie im Alpenstaat, religiös gegen die evangelische Geistlichkeit und die Errungenschaften der Reformation.

Diese Absichten durchblickte die rätische Geistlichkeit in all ihren Folgen weit besser als der lahme Bundestag, der die Krankheit in sich selber trug, da er innerlich nicht einheitlich und geschlossen war, was ihm die Raschheit des Handelns raubte. Einheitlich, klar und scharf,

zielbewußt war hier in dieser Frage die evangelische Geistlichkeit, die auf diesem Gebiete keinen Kompromiss duldet. Ihre Leiter riefen kurz entschlossen die Synode zu Bergün zusammen, und am 20. April werden die Verhandlungen zu Protokoll gebracht. Die spanische Fraktion wird als Landesgefahr erklärt, der Hispanismus als Bedrohung des Evangelismus; die Prädikanten fühlen sich vor ihm nicht mehr sicher.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß Blasius Alexander an dieser, von schweren Folgen begleiteten Synode teilgenommen hat; denn Caspar Alexius, Pfarrer in Sondrio, überstieg auch das Gebirge und leitete die erregte Versammlung. Gerade zur Zeit, «als die in den Pündten lang gebrütete Hispanische praktik, zu endlichem untergang der geistlichen und wältlichen freyheit sich mächtig herfür that, hat dieser treuwe diener Christi (Blasius Alexander) lut der alten nunmehr von Ihme geschwornen Capitels Satzungen sich in sonderheit mit grossem yfer darwider gesetzt». Er wurde demnach zu einem der entschiedensten Gegner der spanischen Machenschaften und Absichten, zu einem «fürnehmsten Instrumenten und Werkzügen» gegen diese religiös-politische Machtgruppe.

Als Echo der Synode folgte der Zug einiger Abteilungen ins Bergell, wo Zambra verhaftet wurde. In Sondrio wurde der Führer der Gegenreformation gefangen genommen, der alte Erzpriester Rusca. Beide wurden nach Thusis geführt, vor ein einseitig orientiertes Strafgericht gezogen. Vorsitzende des Gerichtshofes waren Geistliche; Sitz und Stimme hatten junge Stürmer wie G. Jenatsch, Bonaventura Tuotsch, A. Vulpius und Blasius Alexander.

Dies hat ihm die spanische Partei weder verziehen noch vergessen. Die Planta wurden seine erbitterten Feinde; denn er ist am schweren Strafurteil, das gegen Pompejus Planta ausgesprochen wurde, auch stark mitbeteiligt.

Durch seinen Sitz und seine Stimme im harten und rücksichtslosen Straftribunal zu Thusis wird Blasius Alexander nun vollständig in den haßerfüllten politischen und religiösen Hexenkessel hineingeworfen. Er muß die Wut der Zeit, die vibrierende Leidenschaft der Jahre am eigenen Leibe erleben. Er hat die Karte geworfen, nun muß er weiterspielen.

Der Gegner sitzt ihm lauernd auf dem Fersen. Die spanische Par-

tei konstituiert ein Strafgericht zu Chur, vor allem über die Rädelsführer der Thusner Händel. Blasius Alexander steht auch auf der Liste. Freilich erscheint er nicht. Alle Klagepunkte werden zu Protokoll gebracht. «Darum ward er mit einheeller urtheil in ewigkeit aus gemeiner drei Bündtenland bandiert (verbannt), und wer ihn umbreche und sein haupt gen Chur ueberlieferete, der solle 200 Cronen vür seine belohnung haben». Zudem wird über ihn noch eine Geldstrafe von 300 Cronen verhängt. Hier erhält Blasius Alexander die Antwort auf sein Thusner Werk. Nun sind Pompejus Planta und Blasius Alexander darüber im klaren, was sie voneinander in Zukunft zu erwarten haben.

Die Anarchie wächst. Die venetianische Partei bringt im gleichen Jahre 1619 ein Strafgericht zu Davos gegen die katholisch-spanisch-österreichische Partei zustande. Blasius Alexander hat sich auch hier zu verantworten. Er verteidigte sich. Er konnte die Klagepunkte, die seit Chur auf ihm lasteten «mit kundschaften wider wissen» (widerlegen). Nach «verhörung klag und antwort, red und wider red, verlässung kundschaften und Schrifften» wird das Urteil gesprochen. Das zu Chur über ihn gefällte Urteil wird aufgehoben, das ihn bandierte, ihn vogelfrei erklärte, seine Güter konfiszierte und ihm eine Buße diktierte». «So thut man» der Churer Sprache über ihn «in allen clauseln und articuln, wie diesselbige innhalten, in allem und durchaus annullieren, cassieren und aufheben». Das frühere Urteil soll für ihn und die Seinen auf ewige Zeiten ohne Schaden sein; er soll auch «vür einen ehrlichen pundtsman» gehalten werden. Er wird in allen Rechten und Ehren wieder hergestellt.

Das Jahr 1620 bringt neue und ungeahnte Überraschungen für Blasius Alexander. Für ihn wie für das gesamte Volk der Drei Bünde beginnt eine leiderfüllte, trauerschwere Zeit. Ruscas Rachegeist geht durchs Veltlin. Der vom Davoser Strafgericht getroffene Robustelli wurde der unheimliche Führer der erregten Bevölkerung des Tales, der Bandierten, der Katholiken; er handelt im Einverständnis von Spanien-Österreich, ja sogar von Frankreich. Der grausame Veltlinermord vernichtete die meisten Evangelischen im Addagebiet. Mörder und Banditen suchten auch Blasius Alexander, der getötet werden sollte. Er entwich dem Schicksal der Metzelei; denn «diese unverzagte thüvreheld wurde uss sonderbarer schickung Gottes im Vältlyner Mord nit

ergriffen». Geschäftehalber hatte er acht Tage früher die Alpen überschritten und kam ins Engadin. Und seine Frau Magdalena? Zwei Monate vorher hatte sie ein Töchterlein geboren. Wie das Blutbad Städte und Dörfer mit Jammer, Elend und Verzweiflung erfüllte, nahm sie ihr armes Mägdelein Sara und ergriff auf heimlichen Wegen die Flucht. Mit dem schwachen Wickelkind überwand sie den Gebirgskamm auf einem der Pässe, und beide langten, Gott, dem Retter und Helfer dankend, im Engadin an, wo sie als Flüchtlinge freundlich Aufnahme fanden.

Die Schreckenstat grub sich Blasius Alexander tief und unausrottbar in sein Innerstes. Er war erschüttert. Ein Doppelschicksal hatte sich erfüllt. Seine Kirche hatte man ermordet, sein Vaterland überfallen von Süden und Norden. Aus dem Mailändischen rückten sofort die Spanier ein. Von Nordosten brachen die Österreicher unter Leitung von Pompejus Planta, seines grimmigen Gegners, ein und verbrannten 135 Häuser, verjagten die Prädikanten (wie man auch die evangelischen Geistlichen nannte.)

Hier setzt nun die innere Wendung von Blasius Alexander ein. Ein einzig großer Schmerz um Kirche, Evangelium und Heimat erfaßt ihn. Ihre Befreiung wird sein Gelübde. Er wird zum glühenden Verteidiger seines freien rätischen Staates und des klaren, reinen Evangeliums. Jede Karte setzt er nun ein. Er ist eine Gestalt seiner Zeit, so wie sie ihn formte und verlangte, wenn er seinen Willen durchsetzen und seine Ziele erreichen wollte. Groß ist seine gesteckte Aufgabe, Wille und Energie hart wie die kantigen Felsen der Bünde. Er schreckt vor keinem Unternehmen mehr zurück. Das Doppelunglück hatte er «dermassen beherzigtt, dass khein gfahr, kein Tod Ihme so schrecklich, kein fleischliche rächung so arg, die Ihme von dem schuldigen yfer gegen dem huss Gottes hetten abwendig machen können».

Mitte Juli hatten die Österreicher die Münstertaler Grenze schon überschritten. Am 16. sammelt Blasius Alexander 300 Mann. Er marschirt gegen seinen Todfeind, Pompejus. «Disser unverzagte Held macht sich uff, und kommt noch dieselbige Nacht mit 300 Mann ins Münstertal hinüber», um «wider den ynbrächenden feind hilff zu leisten». Durch ein falsches Gerücht von einem Einbruch ins Engadin verleitet, traten die meisten Engadiner den Rückmarsch an. Alexander stieß nur mit wenigen vor. Er geriet aber in Not, «als yetzt der

feind schon hinder Ihm und vor Ihm» stand. Nur «durch Gottes gnädige fürsähung» konnte er sich retten, mußte aber «Rosse, Harnist und anders dahinden lassen».

Blasius Alexander kennt kein Ruhen und kein Rasten mehr. Evangelium und Heimat sind in Gefahr. Er schließt sich den Hilfsregimentern von Zürich und Bern an, die unter dem Kommando des Obersten Steiner und Mühlinen stehen. Vor Worms und vor Tirano sah man «dissen Alexander by den Vordristen allwegen unerschrocken an den feind gehen»; er stand auch «under allem gschütz, da ihme auch der hut uff dem Kopf durchschossen worden». Dieser Zug vom August 1620, um das spanisch besetzte Veltlin wieder zurückzuerobern mißglückte.

Das war ein neuer Schmerz für die Hüter des reformatorischen Glaubens wie für die Wächter und Beschützer einer freien, demokratischen Heimat.

Die Führer brüten einen neuen, folgenschweren Gedanken. Wer trug die furchtbare Schuld am größten Unglück, das die Drei Bünde getroffen hatte? War nicht Pompejus Planta mitschuldig am Veltliner Mord? Waren nicht die Planta ins Gewebe verwickelt? Ritter Jakob Robustelli, der Führer der gewissenlosen Horde, war ja der Neffe von Rudolf Planta. Robustelli verhandelte mit den spanisch-katholischen Truppenführern, die nach der Bluttat ins bündnerische Untertanenland einrückten. Und war es nicht Pompejus Planta, der die katholischen Österreicher führte und mit ihnen ins Münstertal einbrach und 135 Häuser niederbrannte? Und damit im Zusammenhang stand die Niederlage der Zürcher und Berner vor Tirano. So liefen die schwarzen, düsteren Fäden des Verrates in den Händen der Planta zusammen, die den Staat in spanische Hände warfen und den evangelischen Glauben unterdrückten und ausrotten konnten. Der ärgste Feind lag also mitten im Bündnerlande selber. Diesen zu vernichten, wurde zum Ziel begeisterter Führer der freien Heimat und des freien Glaubens.

Die schwüle Wolke zog sich über Pompejus Planta zusammen. Winterstürme jagten durchs Land. Man zählte das Jahr 1621. Es war Februar. Pompejes Planta war «mit grossem Pracht ins Tumleschg heimkommen». Er wiegte sich in Sicherheit; denn seine Partei beherrschte die Lage, hatte die militärischen Positionen besetzt. Die

katholischen Eidgenossen der Urkantone waren zur Unterstützung ihrer Glaubensfreunde über die Oberalp herübergekommen und marschierten ins Domleschg. So hatte Pompejus bewaffneten Schutz in nächster Nähe, hat aber «den Evangelischen der Orten spott und widerdriess noch darüber angetan», «dann der predigtstuhl, der daselbst zu allnen evangelischen Kilchen, grad selbiger Tagen niedgerissen und mit hon dahin, wo man reverenter die abgangnen Ross pfägt hinzuwerffen, geschleppt». Das empfand man als verletzende Beleidigung. Das geschah in Plantas Nähe; neue Belastung für ihn und die katholischen Truppen des Oberlandes und der Waldstätte.

Blasius Alexander hat «als ein getreuer aufrechter Patriot sich mit anderen des vatterlandes treulich angenommen nach bestem seinem vermögen». Er kam mit Jörg Jenatsch und andern Draufgängern in Grüşch, dem venetianischen Nest, zusammen, wohl im heutigen Rosengarten. Der Plan war bald gefaßt: Pompejus Planta muß umgebracht werden. Ein paar beherzte Grüşcher, Schierser und Schuderser wurden ins Geheimnis eingeweiht. Es «fasset disser thüvre und treuwe Täll für das heyl synes geliebten Vatterlandes ufi ein neuwes ein hertz».

Die Verwegenen ritten durch die Klus und die Fünf Dörfer, unterhalb der Stadt Chur über die Wiesen, dem Vogelsang zu, wo sie die Pferde fütterten, obwohl die ersten feindlichen Abteilungen schon in Ems lagen. Blasius Alexander «kompt gen Rietberg ins Tomleschg uff den 15. February 1621 samt 18 andren, die ihr leben für das vatterland gewaagt, dem hochschädlichen Wolf für syn Höhle. . . ungeacht dass die V-oertischen fändlin in der selbigen Gegend zu Embs umbhar lagend». Die Schar ritt und schlich sich durch die Ketten der Wachen vor die Höhle des «Wolfes». Blasius Alexander half, «den Ertzlandesverräter Pompejum Plantam, welcher zuvor anno 1618 in dem Tusnischen Strafgericht condemnirt (verurteilt) und dem vogel in lufte erlaubt worden, uff seinem Schloss Rietberg erschlagen. Er sölle (ihm) die erste Wunde über den kopf herein gegeben haben». Die andern haben ihm mit einer Scheiteraxt den Kopf zerspalten. Nach der Untat ritten die Tollkühnen durch die Feinde über Ems und Chur nach Grüşch zurück.

Das Befreiungswerk war im Gange. Blasius Alexander und Georg Jenatsch schritten zu einem neuen Gewaltakt. Dieser zielte auf Rudolf

Planta. Im Gericht Obtasna hatte er eine starke spanische Partei, deren Einfluß jetzt gebrochen werden mußte. So «komt disser Held umb den yngehenden Merzen, selbst Viert ins Unterengandin. Dess laufend die fürnembsten Spaniolanten zu Steinsberg mit offener wehr und waffen zusammen». Das Volk aber schützte den «treuwen schirmer ihrer freyheiten». Blasius Alexander und Jenatsch ließen sechs Anhänger von Rudolf Planta töten. So wurde der Gegner auch hier eingeschüchtert.

Noch sind aber die katholischen Eidgenossen im Lande, die das Domleschg und den Oberen Bund beherrschen. Blasius Alexander und Jenatsch geben auch hier das Zeichen zur Säuberung dieser Gebiete. Beide sind jetzt im Engadin, und von hier aus geht der frische Vorstoß. Sofort werden einige Hundert Mann gesammelt. Die Marschroute verläuft über Zuoz, Ponte, Albulapaß, Bergün; Ziel Thusis-Reichenau. «Erwelend derhalben (im Engadin) 400 Mann, mit denen samt den vertribnen Münstertalern auch 200 Engadinern, fällt dieser Alexander uff den 13. tag Marty (März) morgens vor tag den Schynweg ab ins Tomleschg, in die daselbst zu Thusis harrenden Spagnolanische Oberpündtner». Die Abteilung war von Obervaz über gefährliche Pfade heruntergestiegen. Der Haufe teilte sich an der Zollbrücke bei Fürstenuau in zwei Schlachthaufen. Blasius Alexander setzte über den Rhein hinüber, während Georg Jenatsch die Albula überschritt.

So rückten sie in der Morgenfrühe des 30. März zu einem zweiseitigen Angriff auf Thusis vor und schlugen die eidgenössischen katholischen Truppen. Am 31. März waren sie bereits in Rhäzüns. Die Verfolgung wurde fortgesetzt, hinaus nach Reichenau, wo die Voertischen Truppen ins Oberland abschwanken, um im schlimmsten Fall den Weg in die Waldstätte zu erreichen. Blasius Alexander und Jenatsch stießen mit neu erhaltenen Verstärkungen aus den X Gerichten den Flüchtlingen nach. Blasius «vertrieb sie biss gen Valendas», wo es am 2. April in einer Freitagnacht zu einem Gefechte kam. Der Feind wurde nochmals geschlagen. Nur langsam wurde die Verfolgung hier aufgenommen, sodaß Oberst Beroldingen mit seinen innerörtlichen Truppen und dem geraubten Vieh einen nicht unbedeutenden Vorsprung gewonnen hatte; aber am 5. April (die neue Quelle gibt den 20. Tag Marty an) wurde er zu S. Jakob, in der Nähe von Chiamutt, zuoberst im Tavetsch eingeholt und nochmals

gründlich geschlagen. Eine regellose Flucht über die Oberalp war das Ende, die die politische Dichtung satirisch erzählend behandelt hat.

Blasius Alexander und Jenatsch hatten in kurzer Zeit vieles erreicht. Die Evangelischen durften aufatmen.

Aber eine große Frage war noch ungelöst. Das Veltlin war im Juli 1620 verloren gegangen, und noch immer lag es in spanischen Händen. Diplomatische Verhandlungen führten zu keinem Erfolg, und so griffen Jenatsch und Blasius Alexander nochmals zu den Waffen. Diesmal zog man nach Süden, gegen Worms, leider aber mangelhaft vorbereitet. «Alda disses unerschrocken und unverdrossen hertz (Blasius Alexander) den ersten anluff an dess feinds schantz selbs persönlich gethan und dieselbe überstiegen». Er hat sich auch «in allwäg wie ein held durchuss verhalten». Aber alle Tapferkeit half nicht über die Mängel der Disziplin hinweg. Man holte sich einen Mißerfolg, der ein gar böses Nachspiel im Gefolge hatte.

Der übereilte Wormserzug war ein Angriff auf Spanien und damit auf Östererich gewesen. Ihre Antwort erfolgte nur zu rasch. Von drei Seiten brachen sie über die Grenzen herein und schritten zum Angriff auf die Drei Bünde. Die Spanier rückten auf Chiavenna, die Österreicher marschierten ins Münstertal nach dem Unterengadin und über das Schlappinjoch nach Klosters ins Prätigau. Das geschah Ende Oktober 1621. Blasius Alexander begab sich sofort ins Engadin. Er «versuchte, dem volk ein herz zum widerstand zu machen, aber vergebens. Dermassen hatten die Spaniolanten den waid (Sieg, Erfolg, Vorteil) uff Ihrer syten». Das unglückliche Gefecht auf dem Schulser Friedhof brachte den Rückzug der Engadiner. Und Blasius Alexander «mußt sich also sampt den andern retiriren, kam uff Davos, versuchte nahmalen, ob ein huffen der treuherzigen zu versamlen were zum widerstandt». (treu und gutherzig nannte man die Patrioten, d. h. die Anhänger Frankreichs und Venedigs). Die Truppen der Landschaft waren aber zerstreut, teilweise auf den Pässen gegen Baldiron, andere unten in Klosters gegen Brion, der (über Schlappin) mit einigen Hundert Dragonern eingefallen war. «Und als niemand daheimat war», sah er sich durch die Not gezwungen, einen andern Plan zu bauen, und der hieß: Flucht.

Der Zeiger des Schicksals fiel und wies auf die Zeit der Not und des Elends. Die Gefahr wuchs von Stunde zu Stunde für die Führer

der venetianisch-französischen Partei und somit für die Evangelischen. Die bedeutenden Persönlichkeiten der Politik wie die Geistesträger des reformierten Glaubens verließen jetzt fluchtartig das arme Land der Drei Bünde. Eine schmerzliche Auswanderung, wie sie Bünden kaum mehr gesehen hat, griff um sich. Emigranten aus dem Bergell vor Feria und Serbelloni, aus dem Oberland und Prätigau vor Brion und Baldiron scharten sich zusammen, darunter die beiden Guler aus Davos, die beiden Brüder Ulysses, der Marschall, und Rudolf von Salis aus Grüşch-Marschlins, dem «venetianischen Nest,» denen die Feinde an der Schloßbrücke vor der Klus auflauerten, Oberst Jakob Ruinelli und der Bürgermeister Gregorius Meyer von Chur. 1500 Bündner, die Dorf und Wald, Tal und Städtchen, Heimat und Evangelium bis in ihr Herzblut hinein liebten, schritten in tiefem Weh offen und geheim über die Schicksalsgrenze der Drei Bünde. So erzählt eine Quelle von 1622. Sie zogen nach Zürich, St. Gallen, Bern, und hinter ihnen schritt das Elend. Einige von ihnen haben wahre Irrfahrten des Odysseus erleben müssen und landeten im Heere des Grafen Ernst von Mansfeld.

Und Blasius Alexander? Er ist ratlos in Davos. Hinter sich der Verfolger Baldiron, vor sich Brion in Klosters. Ausweichen und Flucht ist die einzig mögliche Rettung. So «trauwet er nicht durch das Prättigow, besorgende, der feind würde etwan die Päss zu underst in der herrschaft Maienfäldt schon verlegt haben». Er durchschaute rasch die ganze Lage wie auch den Fluchtweg. Für ihn war klar, daß jeder evangelische Geistliche von Bedeutung eingefangen werde. Und so wie er dachte jeder; darum hoffte er, sich seinen Freunden und Leidensgenossen anschließen zu können. Weil die Herrschaft wie das Prätigau versperrt und streng bewacht war, mußte er sich ins katholische Oberland durchschlagen, um von hier aus Glarner Boden und Glaubensbrüder zu erreichen. Ihm schlossen sich Georg Jenatsch, Bonaventura Tuotsch und Jakob Anton Vulpius an.

«Er (Blasius Alexander) rytet selbs viert nachts ab Davos gen Sils ins Tomleschg». Am andern Abend «zu angehender Nacht kamen sie gen Valendas». Irgendwo (vielleicht in Ilanz, aber höchste Vorsicht war geboten) schlossen sich noch H. Luzius Gabriel, der Sohn des berühmten Dichters und Prädikanten und Reformators, Peter Joder von Casutt an. Sie ritten nun «selbs sächst durch Ruwis und Banix an

den Glarnerberg». Dort oben auf dem Panixerpass langten sie bei Tagesanbruch an. Auch Gallus im Ried war nächtlich zu ihnen gestoßen.

In Ruis waren sie trotz der Nacht von einem «Spagniolanten» gesehen worden, der die fliehende Gruppe verriet. Das war der Beginn des persönlichen Unglücks für Blasius Alexander. Sofort wurde in Ruis, «so sonst ein papistischer Flecken ist», Sturm geleutet. Ein schwerer dicker Nebel lagerte über den Hängen der Tödikette. Keiner der sieben Flüchtlinge kannte genauer den Weg. Sie verirrtten sich, ja die Gruppe fiel zu allem Unklück noch auseinander. Blasius Alexander befand sich jetzt mit zwei Gefährten halb verloren in unbekannter und unüberblickbarer Gebirgsgegend irgendwo oben gegen die Paßhöhe. Eine Randbemerkung einer neuen Quelle sagt, daß Jenatsch und Gallus Riederer bei ihm gewesen wären. (Gallus Riederer oder Gallus im Ried war Fähnrich, hatte anno 1620 tapfer im Veltlin mitgekämpft, half mit Jenatsch und Blasius Alexander auf Rietberg Pompejus Planta ermorden).

Das Sturmleuten schreckte die Ruiser auf, einige bewaffneten sich, und sie holten die Drei ein. Sie waren aber unerschrocken; denn sie hatten gar zu oft den Tod gebracht und ihn selber vor Augen gehabt. Kühn und wild wie immer wehrten sie sich. Sie wurden umkreist. Dreimal aber schlugen sie die Feinde in die Flucht, den Bergkamm hinunter. Von Blasius meldete die Urkunde, daß «syn unverzagter heldenmuth synen feinden, die ihn und syne gefehrten schon einmal umkreiset, einen solchen schrücken yngejagt, daß sie sich unverrichteter Sache zurückziehen mußten und syn straass Ihn fahren lassen müssen». Heute war ihnen die Rettung noch gelungen; aber ein schlimmerer Feind überraschte die Tapferen, die sonst alle Gefahren trotzig überwunden hatten.

Die vier andern Freunde hatte man inzwischen vollständig verloren. Einige fanden sich zurecht und kamen, nachdem sie Angst und Schrecken durchgemacht hatten, wohlbehalten im Glarnerlande an. Ein einsames Los hatte Bonaventura Tuotsch getroffen. Er mußte sich völlig verirrt haben. Die Quellen erzählen verschieden. Eine meldet, die Bauern von Ruis hätten ihn erschlagen, während die neue berichtet, er wäre ausgeglitten und über die Felsen hinunter zutode gestürzt.

Für Blasius Alexander, Jenatsch und Gallus im Ried nahten

schwere, schlimme Tage und Nächte. Nach dem Gefecht mit den nachjagenden Bauern erarbeiteten sie mühsam den Gebirgskamm und überwandern ihn auch noch. Die Wendung trat ein. Es war am 1. November. Die Witterung schlug um. Der Winter zog über die Hochalpen, und rauhe Stürme jagten über Grat und Steinwüsten. Nun setzte starker Schneefall ein, der die einsamen Wanderer aufhielt. «Es war ein schrecklich Wetter yngefallen und den 23. tag Oktobris (neuer Kalender 1. November) der Berg gar mit viel schnee beladen». Über Tag rangen sie sich noch vorwärts, um tiefer auf friedlich-freundschaftlichem Glarner Boden zu sein – auf Asylboden. Um rascher vorwärts zu kommen hatten sie leider «Ihre Ross und Mäntel dahinden gelassen». Blasius Alexander hatte, wie man vermutet, ein österreichisches Pferd, das er dem Feind zu Pradella bei Schuls abgenommen hatte. Dieses Tier war freilich an keinen Gebirgsmarsch gewöhnt und vermochte solche Strapazen nicht auszuhalten.

Die drei Emigranten machten auf der nächsten Ebene, einer Glarner Alp, tief erschöpft Halt. Die dunkle, schwere Gebirgsnacht brach über die totschweigende Schnee-Einsamkeit herein. Sie legten sich zur Ruhe, lehnten sich an eine Bodenwelle oder Halde, um windgeschützter unter freiem Nachthimmel zu schlafen und zu wachen. Sie «wurdet da benachtet, müd und abgemattet, hatten den tag uss nüt gässen, auch nüt by Ihnen; also dass sy sich keines anderen, dann zu sterben versahen. Lagend also an einem Bühel zu, die ganze nacht under fryem himmel in aller kälte und Schnee». Ein solches Nachtlager auf freier Alpenhöhe stellte die physische Kraft und Energie auf harte Probe. Blasius Alexander war der schwächste von den Dreien. Abgemattet vom Kampf, ermüdet durch Aufregung und Marsch, erschöpft durch Hunger, gepeinigt von der Kälte, stellten sich bei ihm Schwächezustände ein. In der Nacht setzten zudem noch Fieber ein, «daß er etwan zur stundnit wohl wusst, wo er were». Am Morgen waren ihnen Arme und Beine beinahe erstarrt.

So blieben sie denn, weil ihnen die Kräfte fehlten, noch am 2. November hier, verbrachten nochmals eine solche Nacht. Und die Lage wurde nicht besser. Sie waren derart erschöpft, «dass sy zum 3. mal sich da zu bliben und zu sterben» entschlossen. Nun ging aber die Sonne auf. Ihre klaren Winterstrahlen gaben neuen Mut. Georg Jenatsch und Gallus im Ried fühlten sich stärker und überlegten den

Weitermarsch; aber Blasius Alexander hatte alle Kräfte ausgegeben. «Sprach diser treuwe Diener Gottes: «ich mag gar nit, gahend Ihr». Die beiden Freunde wollten sich nicht von ihm trennen. «So wollen wir by einandren blyben und alle drey bey einandren sterben». Aber Blasius Alexander war mutvoll genug, allein zurückzubleiben, um allein den Tod zu erwarten, ohne seine Freunde durch Zurückhalten in Lebensgefahr zu bringen. «Sprach er: nein, gahend Ihr». Jenatsch und Gallus im Ried sollten nun ins Glarnerland hinunter steigen und sofort eine Rettungskolonnie heraufschicken, um den unglücklichen Blasius zu holen. Mit schwerem Herzen nahmen die alten, bärtigen Kämpfer voneinander Abschied. Sie sollten einander aber nie mehr wiedersehen.

Die Hochlandschaft war an diesem Tage still. Nur langsam vermochten sich die beiden im Schnee vorwärts zu arbeiten. Er lag tief und reichte ihnen bis fast an die Hüfte. Sie «mussten wegen tieffe dess schnees und unvermöglichkeit ihres lybs etwan eine halbe stund an einem tritt arbeiten». So «wateten also diese beyde auch den Tag uss bis nachmittags». Ein kurzer Hoffnungsstrahl besselte sie; denn sie trafen zwei Wanderer, von denen der eine ins Bündnerland herüber wollte. Diesen beauftragten sie, ihren Gefährten samt dem Pferd zu suchen und ihn ins nächste Glarner Dorf zu bringen; sie würden sofort weitere Hilfe nachschicken, «verhiessend ihm lohns genug».

Dieser unbekante Glarner machte sich auf, fand das Pferd und den halberstarten Flüchtling bewußtlos im Schnee. Wie er ihn aufnehmen wollte, tauchten plötzlich 20 bewaffnete Männer auf, Bauern aus Ruis. Sie packten den Halbtoten und an «schenklen, händen und füssen übel erfrörten Mann, der jetzt wenig von sich wußt» und sie haben die «Ross und Rüstung und alles in den obern Bundt hinüber geschleppt». Diese traurige Nachricht brachte der Glarner seinen Leidensgenossen Jenatsch und Gallus im Ried.

Die Ruiser Bauern hatten die Verfolgung also nochmals aufgenommen und Blasius Alexander widerrechtlich «auf der Herren von Glarus grundt und boden gefangen und fast erfroren gen Dissentis getragen». Da ist «er widrum erwärmt worden und zurecht kommen».

Die Gefangennahme wurde Gegenstand politischer Verhandlungen. Die Oberbündner, wohl der Landrichter, meldeten den Fall an Baldiron weiter, der in diesen Tagen bereits im Bestiz des Unter-

engadins, von Davos, des Prätigaus und der Herrschaft war. Der wollte sich ein solches Wild nicht entgehen lassen; denn Blasius Alexander war evangelischer Prädikant; als solcher war er ihm schon verhaßt, und zudem kannte er gut genug Blasius Alexanders Politik. So schrieb er denn zweimal an die Oberländer, sie möchten ihm den Gefallen tun, ihm diese Person gefangen zu übergeben gegen Bezahlung der aufgelaufenen Unkosten. Sie entsprachen seinem Wunsche; denn Baldiron war momentan der Gewaltige des Tages. So berichtet die «Instruktion des obern Bundes an den Landrichter Jully Meissen als Gesandten zu Baldiron». Sie ist unterzeichnet von Joachim Cabalzar, dem Landschreiber des obern Bundes, und trägt das Datum vom 14. November 1621. An ihr hängt auch das Siegel des katholischen oberen Bundes. Später brachte der Landrichter die Rechnung mündlich vor, die mit Freude und Genugtuung bezahlt und quittiert wurde. Oberländer Bauern, besonders aus Ruis und Panix, hatten noch einen fröhlichen Tag und einen weinseligen Abend, da ihnen Leopold von Österreich ein herzogliches Essen und heitern, weltvergessenden Veltliner zahlte als Lohn für die Inhaftsetzung eines einzigen, aber dem Urgestein ähnlichen Prädikanten. So sicher schätzte Österreich die evangelischen Geistlichen als die Triebkraft der Erhebungen und des erbitterten Widerstandes ein. So war wenigstens eine Feuerseele gefesselt. Für die andern Köpfe hatte Innsbruck hohes Geld ausgeschrieben und versprochen.

Zu Disentis lag Blasius Alexander in der Gewalt seiner religiösen Gegner, denen er doch die politisch-staatliche Freiheit erkämpfen wollte. Für sie wie für den Gesamtbund hatte er seine Person hingeworfen in alle Gefahren, in Streiche der Tollkühnheit, vor Kugeln, Flinten, Degen und Schwert. Er war «ebendenen überantwortet, wider die er für sy so manchmal gestritten, und die Ihne ebene deswegen zum todt hasseten». Er ist aber nur halbtot denselben zu theil worden». Aber wie konnte Gott einen solchen Mann glühender Vaterlands- und religiöser Freiheitsliebe in die rücksichtslose Macht seiner Gegner fallen lassen? Die Zeit und ihre Seelenlage geben die Erklärung dazu: «Gott hat Ihn heimbesucht, damit er zu einem höhern kampf, davon er die Cron eines ewigen Triumphs brächte, bereitet wurde». Man stellt sich auf seine erhöhte Warte des Urteils und der menschlich-göttlichen Zusammenhänge.

Eines Tages reiten Leopoldische Dragoner nach Disentis. Sie holen den körperlich halb zerbrochenen Blasius Alexander. Seine Landsleute übergeben ihn «nun synen Hauptfeinden». Die Reitertruppe trabt nach Chur und von hier nach Maienfeld. Österreichs Feldführer in Graubünden will ihn sehen. Er wird also vor Baldiron geführt. Auf der Straße im Städtchen Maienfeld treffen sie sich. Aber Baldiron wird begleitet vom ergrimmtten Rudolf Planta, der für Blasius Alexander wie eine schwarze Macht neben Baldiron steht, der mahnende Schatten des gemordeten Bruders Pompejus Planta. Erst zwei, dann drei Todfeinde.

Die Begegnung ist dramatisch. Planta tritt vor, scheinbar ruhig fragt er Blasius, ob ihm die begangenen Sünden nicht leid wären und davon ganz besonders die angezettelten und ausgeübten Morde. Und diesem kantigen und willensgeübten Prädikanten stellt er die beleidigende wie verfängliche Frage, ob er nicht zur katholischen Religion übertreten möchte, um sein Leben zu retten. In diesem Moment erwacht blitzschnell im kranken Körper die alte, freie, elementare Seele des Patrioten und evangelischen Predigers. Er faßt die gespannten Feinde scharf in die Augen. Dem starken und überlegenen Gegner erklärt er unerschrocken, «seine begangenen sünd seien ihm freilich von grund seines Herzens leid und bitte Gott, dass er ihm durch Jesum Christum gnädig sei, er glaube auch ungezweifelt, das er ihm um seines blutigen Gehorsams willen werde barmherzig sein». Vor Gott und «aller wohl» bezeuge er, daß nicht er der Urheber und Anstifter der Morde und besonders des Pompejismordes gewesen sei. Und mit unbeugsamer Geradheit eines politischen Führers, der seine eigene persönliche Freiheit wie sein Leben nicht schont, um seiner Überzeugung Weg zu bahnen und Durchschlagskraft zu verschaffen, schleudert er dem Todfeind harte Unerbittlichkeiten ins Gesicht; sie seien «gewesen Mörder und Stifter des unmenschlichen Blutbades im Veltlin: ja, Verräter und Bekümmerer des ganzen Vaterlandes». Sie hätten Heimat und Religion in Not und verzweifelndes Elend gestürzt.

Und nochmals erklärt er dem Feind wie dem Freund die Notwendigkeit seiner Handlungsweise. Die Obrigkeit war ihrer schweren Aufgabe nicht gewachsen, sie vermochte die verwickelten Probleme nicht zu lösen, vermochte das Gewühl der Parteien nicht stillen. Die Regierung hatte die Verräter und Beleidiger des Vaterlandes nicht

gestraft, hatte «ihr ambt nicht vollzühn, noch sie zu gebührenden Strafen ziehen wöllen». Hier spricht der Kenner der warhen politischen Lage, das Auge, das für sich den Moment des Handels erspäht. Und weiter fährt er in konsequenter Geradheit fort, so seien denn er und seine kühnen Freunde «aus eiffer der ehren Gottes und Liebe des Vaterlandes bewegt worden zu tun dasjenig, was sie getan haben». Und in ungebrochener Seelenwucht wagt er den letzten Wurf der Wahrheit und innersten, nackten Überzeugung: «Und so er wieder die Gelegenheit hätte, woll er weiter understahn, das Land von solchen treulosen Leuten zu säubern, und grad auch die, sagt er, du Erzverräter Planta, deinen Lohn zu geben». Jedes Wort ein Hammerschlag der unbeugsamen Wahrheit und Offenheit.

An dieser inneren Freiheit wächst im gleichen Moment seine Seelengröße, die nur Überzeugung kennt und sie mit Leidenschaft der Tat verbindet. Jenseitig wird sein Blick. «Ich weiss auch wohl, dass ich jetzt in euern Händen bin und sterben muss, aber die Seel werdet ihr mir ungetötet lassen». Der Feind wird in seiner Erbitterung ein Unrecht an ihm begehen; darum «ihr werdet dermalen einst von des höllischen Henkers Klauen sterben müssen». Blasius Alexander gibt sich keinen Selbsttäuschungen hin. Er weiß, daß er sterben muß. Die Kraft aber hierzu gibt ihm die Überzeugung, daß er als Opfer des Evangeliums und des staatlichen Freiheitswillens stirbt. «Ich bin meines Glaubens gewüss und hab zu vorgängern viel tausend heilige Märtyrer, denen ich in ihren Fußstapfen nachtreten will. Mein Gott wird mir helfen überwinden».

Das war eine ungewohnte, offene Sprache eines Gefangenen in einer Zeit und Epoche, wo niemand die Wahrheit redet, die aber voll ist von Intriguen, Ränken, Listen, in einer Zeit, wo alle Wände Ohren tragen, wo überall Lauscher und Merker lauern, wo man Doppeltüren hat und die Schlüssellöcher verstreicht, um jeden Laut abzdämpfen. Planta wird von seinem Gegner seelisch überwachsen. In diesem beleidigten Gefühl ruft er zur anwesenden Menge: «Seht wie der Schelm so frech mit reden ist, er wollt mich gar zum Zorn reizen, daß ich ihn gechlings (sofort) umbrächte; aber nein, er soll harter gepeinigt werden».

Der Feind will nun vor allem Blasius Alexander erniedrigen. Man gibt ihn dem Gespött des Volkes preis. Ein Narrenzug wird veranstaltet;

literarhistorischer Zufall, der Narr gehört nach Allamanien, hier ist aber die Grenze. Der körperlich erschütterte Blasius Alexander wird auf einen Esel gesetzt. Auf diesem wird er zum Tore hinaus geführt. Wer feindlich ist, lacht und höhnt; andere bezeugen Mitleid; niemand wagt aber, für ihn einzustehen. Er allein hat vor dem Feinde ungebrochenen Mut. Noch auf diesem Eselritt spricht er zur Menge, sucht den Verblendeten die Augen zu öffnen über den wahren Feind des freien Vaterlandes. Später, «dermalen einst werdet Ihr eure Augen auffthun und witziger werden». «Wollt ihr nicht glauben, daß diese Planta und ihre Partei Verräther und treuwlos an dem Vaterlandt seien, so sie doch den findt in das landt geführt». So will er die Zeit bis zum letzten Augenblick politisch ausnützen und sich ideell einsetzen für eine freie Heimat mit freiem Evangelium.

Aber wer hört auf ihn? Planta und Baldiron haben den Großteil von Graubünden unterworfen. Sie sind die Mächtigen, und die Schwachen müssen schweigen. So wird denn auch hier Blasius Alexander «nur verspottet».

Planta und Baldiron haben auch im gleichen Moment das Schicksal Blasius Alexanders bestimmt. Er muß ins Gefängnis nach Innsbruck wandern. Ein Trupp von berittenen Fußsoldaten begleitete Blasius Alexander auf die Luziensteig. Hinterher folgte eine wüste Menge «mit großem Geschrey». Im Vorübergehen hängt sein Blick noch am hohen Falknis, am freien Grat und Kamm, und scheidend schweift sein vaterländisch Auge nochmals zurück auf das Churer Rheintal, das er nie mehr wiederschen sollte. Nun hinunter auf Schloß Gutenberg. Er kann nicht mehr gehen. Die Folgen der schrecklichen Nächte in der Winterkälte auf der Glarneralp sind nicht mehr auszuweichen. Es müssen ihm sieben Zehen amputiert werden.

Nun folgte der letzte Weg - fort ins Gefängnis von Innsbruck. Dort lagen noch andere Bündner in Gewahrsam, zwei evangelische Prediger und ein Hauptmann, Caspar Alexius. Auch lag Johannes à Porta hier, evangelischer Geistlicher zu Zizers im Gotteshausbund. Im September 1620 - nach der Niederlage der Berner, Zürcher und Bündner vor Tirano, nach dem vorausgegangenen Veltlinermord und dem Abfall des Tales, der Besetzung bündnerischer Randgebiete durch die Österreicher und Spanier wurden die beiden Geistlichen mit vertrauten Briefen «um Hülfe und Rat an die protestantische Union»

und an die Generalstaaten der Niederlande abgeschickt. Ein ähnliches Schriftstück war dem evangelisch-calvinistischen König von England abgegangen. Den deutschen Fürsten sollten sie «den Zustand der 3 Pündten» berichten. Glücklicherweise waren sie bis nach Breisach gelangt. Wie sie hier aber am 24. September 1620 unter der dortigen Rheinbrücke durchfahren wollten, wurden sie von einer Wache, die schon vorher aufmerksam gemacht worden war, erwischt und gefangen genommen. Von Zürich und Genf gingen Briefe ab an die Regierung zu Ensisheim wie an die Obrigkeit von Breisach. Alle ohne Erfolg. Auch sie mußten nach Innsbruck.— Zu selbener Zeit waren auch Jenatsch, der Marschall Ulysses von Salis-Marschlins und der Hauptmann Ruinelli geflohen. Sie traten in das Heer des Grafen Christian von Mansfeld ein. Ruinelli war mißstimmt und neidisch auf Salis infolge seiner untergeordneten Stellung, verließ das Mansfeldische Heer, fiel auf seiner Rückreise den Österreichern in die Hände, und so mußte der gekränkte Hauptmann hinters Eisengitter am Inn.

Dort saßen nun die Vier. Der wertvollste Fang war aber doch Blasius Alexander. Mit ihm hatte man eine hohe Karte in den Händen. Hier bangte er 78 lange, schwere Wochen zwischen Hoffnung und Zweifel, zwischen Marter und Elend, Hungersnot und Seelenangst, zwischen Leben, das er doch noch liebte, und dräuendem frühen Tode. Ihm war schwer zu helfen, ja unmöglich, ihn zu retten. Er konnte nur auf diplomatischem Wege befreit werden, ein anderes Mittel gab es für ein solches Wild nicht.

Einmal schien ein Strahl befreiender Sonne in den Kerker. In den Frühling 1620 fiel die siegesreiche Erhebung der Prätigauer und die Niederwerfung der österreichischen Besatzungen und Truppen zu Castels, Schiers, Seewis, Malans, Maienfeld, Beschießung und Kapitulation der Stadt Chur.

Die Prätigauer beherrschten die Gesamtlage. Die Stadt war in ihren Händen, damit aber auch die österreichischen Besatzungstruppen samt ihrem Kommandanten. Baliron, der einige Talschaften tyrannisch behandelt hatte, war den prügel- und den morgensternbewaffneten Männern in die Falle gegangen. Jetzt hatten sie ihn. Er war ihnen infolge ihres schnellen und wuchtigen Sieges auf Gnade und Ungnade verfallen. Wenn man klug handelt und ihn diplomatisch

auszuwerten weiß, dann ist er ein äußerst willkommenes und wichtiges Pfand und Geisel.

Baldiron kannte die erbitterte Stimmung der Prätigauer, denen er Bibel und Evangelium verboten, die Geistlichen verjagt, oder gefangen hatte, die Bevölkerung gepeinigt und die Dörfer ausgeraubt hatte. Vor diesem lawinenartigen Schlag Menschen konnte er den Kopf verlieren. Er hat nur einen Treffer in Händen, den er vielleicht noch anbringen kann. Er macht dem Bischof einen Vorschlag, den dieser den siegreichen Truppen überbringt. Gegen freien Abzug will Baldiron die im Kerker zu Innsbruck liegenden Gefangenen: Blasius Alexander, Caspar Alexius, Joh. à Porta und den Hauptmann Ruinelli in Freiheit setzen. So lautet denn Punkt 2 der Kapitulationsbestimmung: «Weil man den Obersten Baldiron auch abziehen lassen, sollen die püntnerischen gefangenen zu Insbruckh, Herr Johannes von Porta, Herr Caspar Alexius, Herr Blasius Alexander und Hauptmann Ruinelli ohnverzogenlich auf freyen fuss gestellt und dessen von dem Bischoff und Tumcapitel genugsame versicherung getan werden.» Domkapitel und Bischof leisteten also Bürgschaft für das gegebene Wort Baldirons.

Baldiron zog mit seinen Truppen zwischen spalierstehenden Prätigauern ab. Er ist gerettet, kommt nach Österreich. A Porta, C Alexius und Hauptmann Ruinelli dürfen in die Heimat zurückkehren. Blasius Alexander muß aber weiterhin im Kerker sitzen. Er verletzte sein Ehrenwort lieber, als diese evangelische, gefährliche Feuerseele frei zu lassen. Die Bündner waren zu leichtgläubig, gingen auf das Versprechen ein, begingen den Fehler, daß sie nicht einige höhere Offiziere als Geiseln zurückbehielten, bis alle gefangenen Bündner aus der Gefangenschaft entlassen wurden. So hatte man kein Druck- und Gewaltmittel mehr in Händen. Domkapitel und Bischof rührten sich nicht, sie hatten kein Interesse daran, diesen Wolf nach Bünden zu führen. Auch sie verletzten ihr Versprechen. Blasius Alexander blieb im Gefängnis. Er war in seiner wilden, aufgeregten Zeit ein Treu- und Wortbruch wert. Die Zeithistoriker fällten über dieses Verhalten harte Worte.

Blasius Alexander ist über die Absicht Baldirons innerlich völlig klar. Er weiß, warum und wozu er ihn hinter Gitterstäben zurück-

behalten hat. Er weiß von jetzt an, daß er dem Tode gehört. Der Weg der Befreiung geht für ihn wohl über die Richtstätte.

Blasius Alexander stellt sich geistlich-seelisch um. Das Diesseits wird vom Jenseits abgelöst. Anstelle der irdisch-staatlich-politischen Freiheit tritt die letzte Freiheit einer durch Märtyrium hindurchgelittenen Seele. An Stelle der Erde, der Bündner Heimat, tritt die Idee des himmlischen Jerusalems. Die Kampfidee weicht der reinen überirdischen Friedensidee. Er verläßt die kühnen Kampfgenossen mit Morgensternen, Hellebarden, Degen, Schwert und Dolch. Er tritt in die Schar der Märtyrer, die mit einem Purpurmantel umworfen sind. Der Schlachtkampf weicht dem in sich gekehrten Seelenkampf; denn erst muß sie noch, wie er selber sagt, durch den Schmelzofen der Qualen und der Leiden schreiten, und von allen Schlacken gereinigt zu werden. So benützt er die letzten Monate seines Lebens zur tiefen Einkehr in sich selbst und zur Auseinandersetzung mit Gott und Jesus.

Den besten Eindruck in seine wahre Gesinnung und seine neue und doch alte Seelenlage liefern seine Schriftstücke, an deren Inhalt weder Freund noch Feind, weder Verstand noch Phantasie wertschätzend etwas ändern kann. Den befreiten Freunden Alexius und à Porta gibt der Gefangene ein Abschiedsgedicht, in lateinischer Sprache abgefaßt, noch ein Beweis seiner humanistischen Bildung, die in Graubünden noch um diese Zeit in der Korrespondenz der Geistlichen nachweht. «Ad amantissimos in Christo fratres, D. Casperum Alexium et D. Joh. à Porta, diuturnis vinculis Dei benignitate salutos, congratulatio Blasy Alexandry, Christi captivi». Also ein «Glückwunsch» von Blasius Alexander, dem Gefangenen Christi, an die geliebten Brüder in Christo, die aus langwieriger Gefangenschaft durch Gottes Güte befreit worden sind.

«Non eo vobiscum, sed eat bonae mentis imago —» So hebt sein Gedicht an. Und Bartholomäus Anhorn, der Reformationshistoriker hat es schon 1680 übersetzt.

«Nicht darf ich mit euch ziehn, doch ein getreues Bild von mir geb ich euch mit: Erinnerung meines Leidens, Liebens, Hoffens». Der Trostgedanke durchbricht hier sofort die ersten Verse. Alle Streiter Gottes standen in Not, aber auch in seinem mächtigen Schutz. Ein Engel löst die schweren Ketten des Petrus in Rom im dunkeln

Kerker. Zu Ninive predigte Jonas und wurde gerettet; die Rachen der Löwen blieben vor Daniel in der Grube verschlossen. «So hat auch euch, o Brüder, ein guter Engel aus dem schwarzen Kerker entführt, hat vorgeschoben die Türriegel und gelöst die Bande». Ihr seid dem Vaterlande zum zweiten Male geschenkt worden. Ja, die arme Heimat liegt in Finsternis, sterbend seufzt sie nochmals auf. Geht schnell zurück, dort habt ihr hohe Aufgaben zu erfüllen.

O gürtet schnell euch das Gewand und eilet hin,
Vertreibet durch das Licht die Finsternis
Und heilt die Wunden. . .

Rasch und warm schlägt euer Herz für den Bündner Boden; aber «noch glühender» gehet ihr wieder hin. – Was kann ich selber tun? Ich bin zur Untätigkeit verdammt. Einem gräßlichen Geschick bleibe ich aufbewahrt. Doch kein Murren: «Allzeit gescheh, o heiliger Vater, nur dein heiliger Wille!»

Gottes Wille ist heilig, dem will ich mich kindlich fügen. Mit meinem Blute will ich ihn und meine Gerechtigkeit bezeugen; aber zugleich auch den «Glauben, der da selig macht».

Im sicheren Gefühl dieser hohen Sendung vermag ihn keine Angst zu schrecken, selbst keine Todesart, wie die Feinde sie auch erfinden mögen. Sie sollen ihn kreuzigen oder stäupen, die Götzendiener, «brennt nur zu und schneidet». Ich steh in Händen dessen, der die Haare auf meinem Haupt gezählt hat. Er vergißt meiner nicht. Er sorgt für die Vögel in der Luft, den Raben reicht er Speise und die Felder schmückt er mit Lilien. Er denkt an die Menschen wie an die von ihm erschaffene Kreatur.

Geduld heißt das große neue Wort. Im Dulden muß man den großen Meister von Gethsemaneh nachahmen. «Geh in den Kampf», der läutert den Glauben besser und klarer, «denn geschmolzen Gold». Man muß Gott bekennen, und das kann man am besten durch Kampf. Jesus wird seine Streiter einst erkennen und belohnen am Tage des Weltgerichts, wenn er im königlichen Purpur umworfen erscheinen wird. Dann naht die Zeit des Friedens und der Gerechtigkeit wie der großen Liebe; dann weint niemand «mehr die Augen rot».

So tröstet er sich mit den dauernden und ewigen Ideen. Er fühlt sich als Kämpfer Gottes, für den er auf Erden zeugen will mit seinem Blut.

«Nach diesem Ziele steht mein Sinn —
Eil'ich nun hin —
Und sag der Welt Valet!
Ihr aber, meine Brüder, lebet wohl!»

Das ist sein tiefes Glaubens- und Gottesbekenntnis, seine innige Jenseitswendung, seine erschaute Mission, seine neue Kraft und sein unerschütterlicher Trost. Davon mögen die befreiten Freunde im armen Lande der drei Bünde melden.

Menschlich gerührt und doch gefaßt nahm er Abschied. Die Zeit seiner Tage, in die Hoffnung hineinschimmern konnte, war überlebt. Nun ist er ganz allein, sich selbst und seiner Gedanken- und Seelenwelt überlassen. Die Feinde auferlegen ihm unangenehme Proben. Vor allem will man ihn einschrecken. Folter- und Marterwerkzeuge werden ins Gefängnis gebracht. Diese soll er jeden Tag vor Augen haben; sie sollen ihn eine andere bequemere Weisheit lehren. Sie sollen ihn reif machen zum Abfall von seiner Religion. Auf dem Richtblock muß er essen. Aber all diese Mittel verfehlen ihre Wirkung. Blasius Alexander wird weder schwach noch wankend im Seelisch-Geistigen, so wenig als auf dem politischen Schachbrett und im wilden Gewehr- und Schwertkampf. Keine Lebenssehnsucht, kein Zweifel vermag sein Verhalten zu beeinflussen. Er ist aus starkem Holz geschnitten. Er reift zum Verzicht auf Erden in der stillen Dulderzelle am Inn, der Heimatgrüße vorüberrauscht. Er bleibt sich seiner Aufgabe, seinen Zielen, seiner Religion und seinem Gott getreu. Hierin ist er groß, hier liegt die feste, straffgezogene und unbeirrbare Linie. Er setzt sich ganz ein.

Noch gehört Blasius Alexander dieser Erde. Menschliche Stimmungen und Gefühle beschleichen ihn in der todstillen Einsamkeit der grauen Wände. Daheim, d. h. in Zürich, dem Zufluchtsort aller Unglücklichen, hat er noch eine weinende Frau und ein 2½jähriges Töchterlein. Diese hat Trost nötig, sie ist die Schwächere. Dieser muß er aus der Kerkernacht Kraft senden, damit sie seelische Ruhe, Ergebenheit und inneres Gleichgewicht erkämpft wie er, der schon Todesbereite. Er hat aber weder Pergament noch anderes Papier.

So schreibt er seinen ersten Brief aus der Gefangenschaft auf ein «schrybtäfelin». Er übergab es seinem Freunde, «welcher ihn uffs papyr mit eigner hand von wort zu wort gebracht und syner huss-frauwen überliefert». Seine Frau, Magdalena Catanea, ist aus dem Veltlin, spricht italienisch. So schreibt er denn in italienischer Sprache. Drei Briefe schickt er ihr zu, den vierten hat er ihr versprochen, aber jedenfalls nicht mehr geschrieben. Der Tod kam früher.

Der Inhalt der Briefe ist so rein, so menschlich, überindividuell, religiös-jenseitig, durchzuckt vom Herzblut einer starken, ja leidenschaftlichen Flugseele, daß sie sofort in Zürich ins Deutsche übertragen wurden und zwar «von einem Liebhaber der wahrheit uffs treuwlichst von wort zu wort ins Tütsch übersetzt». Einer der Zürcher Theologen, wohl der Antistes und Professor Waser am Großmünster hat diese Arbeit besorgt in der richtigen Erkenntnis, daß diese Briefe keinen gewöhnlichen Inhalt tragen. Das Persönlich-Einzelmenschliche wird allgemeinmenschlich, ein persönliches Geschick steigert sich hier zum tiefen allgemeinen Schicksal des guten Menschen. Die uralte Hiobsfrage des Warum denkt er durch, den Sinn der Leiden, den Zweck der Schmerzen, bis er sich geläutert «gleich wie das gold, das siebenmal in für geschmelzt». Er ringt sich durch bis zur stillen Gottergebenheit, schließt mit Mensch und Erde ab; er ersehnt den Tod, um als Märtyrer des Vaterlandes und der Religion sich mit Jesus zu vereinen.

Hat nicht Paulus von Rom aus, als er in Ketten lag, an seine Christengemeinde Briefe geschrieben? sie zur Ausdauer im Glauben ermahnt, von der Gerechtigkeit aus dem Glauben gesprochen, von ihrer wahren Freiheit, von der Hoffnung in aller Trübsal, vom Segen und der Herrlichkeit des Evangeliums, vom Kampf um die ewige Krone, von der Macht der Liebe und von der Auferstehung der Toten? Und klingt es nicht paulinisch-apostolisch, wenn Blasius Alexander seiner Frau den Gruß schickt: «Die Gnade Gottes, des Vaters, der friede Jesu Christi und die gemeinschaft des heiligen Geistes seie mit uns in ewigkeit, Amen!»? Dann redet er zu den Seinen: «Geliebtteste Hausfrau und süßistes Töchterlein samt allen trüwen brüdern und freunden».

Restlose Hingabe im Glauben atmet durch jeden Satz. «Die Erde ist Lüge», das ist eine seiner Erkenntnisse, die er der Nachwelt übergibt. «Gott allein ist wahrhaftig». Was Gott durch Jesus gesagt hat,

wird einst in Erfüllung gehen, «auch das mindest püncktlein». Gott hat mich väterlich heimgesucht, er aber hat mich auch getröstet durch den heiligen Geist. Das Gebet zu ihm überwindet alles. Alles ist Gott, Gott ist überall, alles durch ihn, alles ist sein Wille, seine Absicht. Er hat mich in die Einsamkeit geführt, die den Menschen zum Ewigen führt, «damit ich in der schul des Creutzes und der Trübsalen meine Sünd, misshandlung und übertretung beweinete». Den irdischen Menschen will er töten, die Seele muß noch gereinigt werden und wird «mit Christus zu einem neuen Leben auferstehen».

So freut er sich in Qual und Pein. «Recht selig und gesegnet» preist er seinen Leidensweg. «Gott will, dass er seine Wunden am eigenen Leibe trage». So möchte er denn sterben wie Jesus, wie «die Apostel und Märtyrer», Darum fühlt er sich im Elend reich, – in der Armut ist Fülle. Er findet ein schönes Bild für die Seinen und ihr Verhältnis zu Gott: «Schreibt den Willen Gottes mit güldenen buchstaben in euer Herz». Noch eine Sorge schreibt er sich vom Herzen. Die Mutter möchte das Töchterlein Sarah zum wahren Quell des Glaubens führen, sie möge Gottes Streiterin werden; «zieht meine liebe Sarah uff in gottesfurcht vor allen dingen».

Die letzten Tage nahen. Dezember 1622. Das Todesurteil wird ihm vorgelesen. Nochmals wird er gefragt, ob er sich nicht vom evangelischen Glauben lossagen wolle. Er verneint standhaft. Er will zu seinem Gott. Der Tod ist Freund und Befreier geworden. Visionäre Bilder steigen auf. «Ich sehe Christum, ich sehe seine heiligen Engel, die mir beistehen». Das letzte Herzweh naht. «Ich bin bereit, nicht allein gebunden zu sein, sondern auch zu sterben». Die Seinen empfiehlt er Gott. «Hiemit grüße ich euch aus meinem lebendigen Herzen». «Komm, Tröster, stehe bey, tröste und gesegene Du». Dem Erlöser sei «lob, ehr, macht und kraft in ewigkeit: Amen». Der letzte Gruß in dieser Welt. «Ich küsse euch alle mit dem Kuß der Gnaden, der Liebe und des Trostes und der treuw».

Der Todestag naht, die letzte Stunde. Man kommt, man holt ihn ab auf die Richtstätte. «Amen, Amen! Herr, in deine händt befülle ich meine seel».

Ein Brief in französischer Sprache, von unbekannter Hand geschrieben an Herrn Waser, Professor der Theologie in Zürich, erzählt kurz seinen Tod. Man führte den Verurteilten aus seinem Kerker. Dumpf

und schwer schlug die Trommel. Wieder werden ihm einige Artikel vorgelegt; er weist sie alle entschlossen zurück. Mit dem Schwert wird ihm zuerst die rechte Hand, die Hand des Mörders abgehauen. Und wie er am Verbluten ist, wird er enthauptet, bewundert selbst von seinen Feinden.

Treu seinem Gott und treu seiner Religion, so ist er gestorben. Sein Tod ist freiwillig, und das ist seine sittliche Größe. Für Gott, für seine Alpenheimat und für seinen evangelischen Glauben hat er den Märtyrerweg gewählt; so nennt er sich.

Er starb am 23. Dezember 1622, zwei Tage vor Weihnachten, im frühen Alter von 32 Jahren, in der Vollentfaltung seines innersten Wesens.

*

Das Quellenmaterial bilden drei von mir aufgefundene Handschriften, zwei in deutscher und eine in französischer Sprache, überliefert, wie ein Gedicht von 68 Hexametern. Kleine Notizen stammen vom Kantonsarchivar Dr. Gillardon und von Dekan Truog. Anhaltspunkte finden sich in Fortunat Sprechers «Geschichte der bündnerischen Kriege und Unruhen», wie auch bei den zeitgenössischen Historikern B. Anhorn, Ulysses von Salis-Marschlins; ebenso bei Dr. Jules Robbi «Der Briefwechsel des Obersten Hans Jakob Steiner aus den Jahren 1620/21», und bei C. von Moor, Geschichte von Currätien und der Republik «gemeiner drei Bünde».

Auf vielfachen Wunsch: Abschrift aus dem «**Kristall**»

Beilage zur «Neuen Bündnerzeitung» vom Jan./Feb. 1931. Abdruck mit Erlaubnis der NBZ

Magdalena Catanea

Abdruck mit Erlaubnis der NBZ

Magdalena Catanea ist die Gattin des Freiheits- und Glaubenskämpfers Blasius Alexander (1590–1622) gewesen. Der junge Prädikant Alexander von Sent im Unterengadin kommt 1616 als Prediger nach

Teglio im Veltlin und nimmt im Jahre darauf Magdalena Catanea, ein treues und tiefführendes Mädchen, zur Ehegattin. Nur ein Jahr ungestörtes Glück ist dem jungen Paar beschieden. Dann führen die Partaikämpfe in Graubünden den feurigen Prädikanten von Teglio auf den Schauplatz des wilden Ringens und des darauffolgenden Krieges. Was Magdalena Cantanea in den nächsten vier Jahren von 1618 bis zum gewaltsamen Tode ihres Mannes in Innsbruck 1622 erlebt hat, ist wert, der Nachwelt in Erinnerung gebracht zu werden.

«Magdalena», hat der junge Pfarrer Alexander zu seiner Frau gesagt, als er 1618 zur denkwürdigen Synode der evangelischen Bündnerpfarrer nach Bergün eilte, «wenn die Feinde ins Veltlin kommen und du fliehen muß, dann suche auf verborgenen Wegen, ohne dich den Menschen zu zeigen, die Höhe des Berninapasses zu erreichen und von dort steige ins Engadin hinab, wo du nach meinen Eltern in Sins frägst, die dich liebevoll aufnehmen und beschützen werden». Magdalena sieht darauf ihren Mann auf lange Zeit nicht mehr. Beim Strafgericht in Thusis 1619 sitzt er mit anderen Feuerköpfen, Georg Jenatsch, Bonaventura Toutsch und Vulpius zusammen und hilft den Veltliner Erzpriester Rusca wegen Verschwörung zum Tode verurteilen. Er zieht sich den tiefen Haß der mit Österreich konspirierenden Familie Planta zu, die am Thusner Strafgericht mit hohen Geldstrafen belegt wird. Magdalena Catanea hat unterdessen in Teglio einem Mädchen das Leben geschenkt und läßt es auf den Namen Sara taufen. Nun aber gehen wilde Gerüchte durch das Veltlin, der Ritter Jakob Robustelli ziehe Mörderscharen zusammen, um ins Veltlin einzubrechen und die Evangelischen hinzumorden. In der Nacht zum 19. Juli 1620 weckt die alte Magd die Pfarrersfrau und bedeutet ihr schreckensbleich, sofort zu fliehen, des Robustellis Mordscharen zögen durchs Veltlin herauf, man höre schon das Klirren der Waffen und das Schreien und Stöhnen der Erschlagenen aus dem Tale. Woher die treue Magd ihr Wissen geschöpft hat, wer weiß es. Aber Magdalena Catanea ahnt, daß es nun das eigene Leben und das ihres zwei Monate alten Kindes zu retten gilt. Haben die Mörderknechte Jakob Robustellis am Tage darauf nicht Anna de Liba samt ihrem Säugling erschlagen und in Stücke zerrissen. Magdalena Catanea ist eine mutige junge Frau. Ihr Mann, der unerhört tapfere Prädikant und Kämpfer auf dem Schlachtfeld, hat es ihr erklärt, woran es liegt, Mut zu haben. Wer an Gott den Er-

löser mit allen Kräften seiner Seele glaube, fürchte den Tod der Menschen nicht und gehe ihm unerschrocken entgegen. Sie hüllt ihr Kind in ein paar Decken und flieht mit ihm in die Nacht hinaus, nicht ohne vorher herzlichen Abschied von der treuen Magd genommen zu haben. Über zwei Bergpässe gelangt sie zum Puschlaversee und eilt dann rastlos der Höhe der Bernina entgegen. Als die Mordscharen Robustellis, nachdem sie sechshundert Protestanten im Veltlin gemordet haben, am Sonntag auch nach Teglio hinaufsteigen, um den Prädikanten und seinen Anhang auszutilgen, bedeutet ihnen die alte Magd, es sei schon lange niemand mehr im Pfarrhaus, der Pfarrer sei geflohen, seine Frau auch, schon lange lange. Magdalena Catanea aber ist glücklich ins Engadin gelangt und wird dort liebevoll aufgenommen, worauf sie sich zu den Eltern ihres Mannes nach Sent begibt.

Vier Tage vorher, am 16. Juli 1620, ist Blasius Alexander mit seinem Engadiner Häuflein im Münstertal gegen eine österreichische Übermacht kämpfend geschlagen worden und muß fliehen. Er schließt sich den Hilfsregimentern der Berner und Zürcher an und zieht mit ihnen ins Veltlin. Aber der Zug mißlingt. Jetzt marschieren die Österreicher von drei Seiten her in Graubünden ein, und die Prädikanten müssen fliehen.

Noch ein einziges Mal hat Magdalena Catanea ihren Gemahl gesehen, als er als Anführer einer Schar Engadiner auf einem Zuge ins Unterengadin im Oktober 1621 bei ihr vorbeikam. Dann überstürzen sich die Ereignisse. Magdalena vermag ihren raschen Lauf in dem abgelegenen Engadinerdorf kaum überblicken. Am 15. Februar 1621 haben Blasius Alexander, Jürg Jenatsch und andere Pompejus Planta auf Schloß Rietberg im Domleschg erschlagen. Dann hilft Alexander die Fünförtischen unter Oberst Beroldingen über die Oberalp zurückschlagen und verfolgt sie vom Domleschg bis Tschamutt. Aber Ende Oktober ist er von den Österreichern geschlagen in Davos und es bleibt ihm und seinen Freunden nichts anderes übrig, als die Flucht in die Eidgenossenschaft. Im Kampfe gegen die Ruiser Bauern verrichtet er noch einmal Wunder der Tapferkeit, bleibt aber, von Wunden gequält und vom Fieber geschwächt, im Schneesturm auf einer Glarneralp jenseits des Panixerpasses liegen. Jenatsch und der Splügener Fähnrich Riedener steigen ins Tal hinab, um Hilfe zu holen. Aber die verfolgenden Ruiser Bauern schleppen Alexander nach Disentis, von wo

er an den österreichischen Obersten Baldiron im Städtchen Maienfeld ausgeliefert wird. Dort läßt ihn Baldiron auf einen Esel setzen und vom Hohngelächter des Pöbels verfolgt durch das Stadttor hinaus auf die Luziensteig führen. Von dort muß Alexander die weite Reise nach Innsbruck ins Gefängnis antreten. Als Baldiron 1622 von den Prätigauer Bauern geschlagen, Abzug unter der Bedingung erhält, daß er die in Innsbruck Gefangenen zurücksende, sichert er das zu, bricht aber sein Wort an Blasius Alexander, den er während 78 Wochen im Gefängnis in Innsbruck schmachten läßt. Während dieser langen und bitteren Zeit, da Alexander wußte, daß er dem Tode entgegenging, hat er seiner treuen Frau drei Briefe ins Engadin geschrieben. Da er kein Schreibpapier hatte, schrieb er sie auf ein Schreibtäfelchen und ein treuer Freund brachte sie ihm zu Papier und übersandte sie seiner Frau ins Engadin. Die Briefe, die in italienischer Sprache abgefaßt waren, zeichneten sich durch einen solch tiefen Glaubensgehalt aus, daß ein Zürcher Theolog sie sofort ins Deutsche übersetzte. Im dritten Briefe hatte Alexander angekündigt, daß er bald einen vierten schreiben werde. Aber seine Frau wartete umsonst Tage und Nächte auf den Brief, er kam nicht. Warum? Blasius Alexander hatte am 23. Dez. 1622 unter dem dumpfen Klang der Trommel den letzten Gang angetreten. Als ihm der Henker die rechte Hand abschlug, so daß er fast verblutete, hielt er ihm willig die linke Hand auch hin. Aber der Scharfrichter beugte ihm das Haupt auf den Block und hieb es ihm mit dem Schwerte ab. So starb der Kämpfer für das Evangelium und die rätische Freiheit, Blasius Alexander, zwei Tage vor Weihnachten 1622.

Magdalena Catanea brach zusammen, als sie die Kunde vom Tode ihres Gatten in Innsbruck vernahm. Sie mochte des Lebens nicht mehr froh werden und starb in jungen Jahren an gebrochenem Herzen. Was diese Frau in wenigen Jahren erleiden mußte, war furchtbar. Nur der Glaubensfanatismus und die Barbarei des Krieges konnten solche tiefe und schmerzhaft, unheilbare Wunden ins Leben dieser Frau schlagen. Der Glaube aber hat die Seelen des für seine Überzeugung gestorbenen Prädikanten Blasius Alexander und seiner tapferen Frau für alle Zeiten und untrennbar vereinigt.